Predigt aus der Pfarrgemeinde Nord für den 22. Sonntag nach Trinitatis (1.11.2026)

Eigentlich bin ich ganz anders (Römer 7,14-25a)

Pfarrerin Dr. Christine Ritter

Römer 7,14-25a (Basisbibel)

14Wir wissen ja: Das Gesetz ist vom Geist Gottes bestimmt. Ich dagegen bin als Mensch ganz von meiner menschlichen Natur bestimmt. Ich bin mit Haut und Haaren an die Sünde verkauft. 15Ja, wie ich handle, ist mir unbegreiflich. Denn ich tue nicht das, was ich eigentlich will. Sondern ich tue das, was ich verabscheue. 16Ich tue also das, was ich eigentlich nicht will. Das beweist: Ich stimme dem Gesetz innerlich zu und erkenne an, dass es recht hat. 17Aber dann bin nicht mehr ich es, der so handelt. Es handelt vielmehr die Sünde, die in mir wohnt.
18Ich weiß: So wie ich von Natur aus bin, wohnt in mir nichts Gutes. Der Wille zum Guten ist bei mir zwar vorhanden, aber nicht die Fähigkeit, es zu tun. 19Ich tue nicht das, was ich eigentlich will – das Gute. Sondern ich tue das, was ich nicht will – das Böse. 20Ich tue also das, was ich nicht will. Das bedeutet: Ich bin nicht mehr der Handelnde. Es ist vielmehr die Sünde, die in mir wohnt.
21Ich entdecke also bei mir folgende Gesetzmäßigkeit: Obwohl ich das Gute tun will, bringe ich nur Böses zustande. 22Meiner innersten Überzeugung nach stimme ich dem Gesetz Gottes mit Freude zu. 23Aber in meinen Gliedern nehme ich ein anderes Gesetz wahr. Es liegt im Streit mit dem Gesetz, dem ich mit meinem Verstand zustimme. Und dieses Gesetz macht mich zu seinem Gefangenen. Es ist das Gesetz der Sünde, das in meinen Gliedern steckt. 24Ich unglücklicher Mensch! Mein ganzes Dasein ist dem Tod verfallen. Kann mich denn niemand davon befreien?
25Doch! Und dafür sei Gott Dank durch Jesus Christus, unseren Herrn!

Liebe Gemeinde,

„ich bin nämlich eigentlich ganz anders, aber ich komme nur so selten dazu.“ Über lange Zeit habe ich die Karte bei mir im Badezimmer hängen. Das Wort „anders“ leuchtet mir in Rot entgegen. Der Satz stammt von dem Schriftsteller Ödön von Horváth (1901 - 1938), das Bild vom Verlag „Andere Zeiten“ – jedes Jahr zur Fastenzeit ein anderes Motiv zu eben diesem Spruch: ein Hund, der auf einer Luftmatratze über den See schwimmt, ein rosa Schweinchen, das die Aussicht auf dem Dachgiebel genießt, ein Elefant mit einem roten Schirmchen im Rüssel... Ich wechsle ab. Und wenn ich die jeweilige Karte sehe, schmunzle ich und überlege: Wo wäre ich denn gerne einfach mal ganz anders?

Eigentlich bin ich ganz anders: Dieses Jahr bin ich zwei Wochen mit einer Freundin in der Schweiz gewandert. An einem sonnigen Sonntagmorgen kommen wir an einem kleinen Tessiner Bergdorf vorbei – nach außen die Idylle pur. In den Gärten blüht es üppig. Die Früchte an den Obstbäumen sehen verlockend aus. Die Trauben an den Weinstöcken auch. Immer wieder laufen wir an Weinreben entlang, auch jetzt, an der Steinmauer eines großen Gartens. „Jetzt will ich aber doch mal probieren, wenigstens ein paar kleine Träubchen“, sagt meine Freundin. Und auch ich zupfe ein paar Trauben ab. Mache ich sonst eigentlich nicht – mich in fremden Gärten bedienen. „Noch ganz schön sauer“, finden wir. „Die sind noch nicht reif“. „Ja“, tönt eine dunkle Stimme auf Deutsch aus dem Garten. „Die sind noch nicht reif“.

Mist: Ertappt. Peinlich. Machen wir doch sonst nicht – uns einfach bedienen, eigentlich. „Entschuldigung“, stammle ich, „wir wollten nur ein kleines Träubchen probieren. Sie sehen einfach so verlockend aus. Aber das war nicht ok.“ Es ist mir echt peinlich. *Eigentlich bin ich ganz anders*… Das Beispiel wirkt vielleicht harmlos, aber es hat mir trotzdem die Augen geöffnet: Was will ich tun, wie will ich sein – eigentlich – und was mache ich dann?

Bei Paulus klingt es existenziell: *Wie ich handle, ist mir unbegreiflich. Denn ich tue nicht das, was ich eigentlich will. Sondern ich tue das, was ich verabscheue. Ich tue also das, was ich eigentlich nicht will*. (V15+16) Sagt Paulus. Ganz schön vertrackte Situation.

Paulus greift eine in seiner Zeit verbreitete Diskussion auf (*Vgl. dazu Predigtstudien 2025/26, Perikopenreihe II, Zweiter Halbband, Freiburg 2026, 22. Sonntag nach Trinitatis, Friedrich Wilhelm Horn/ Christian Butt, S.222-227.*): Warum handeln Menschen nicht nach ihren Maßstäben, wie sie es eigentlich für richtig halten, sondern lassen das Gute links liegen, obwohl sie es eigentlich besser wissen? Woher kommt diese Willensschwäche? So fragten damals auch die Philosophen: Platon, Aristoteles. Wir Menschen lassen uns viel zu sehr von den Affekten leiten, sagen sie beispielsweise. Von inneren Trieben, denen wir blind folgen.

Fremdbestimmt – so sieht auch Paulus auf den Menschen. Er greift dabei die Bilderwelt des antiken Sklavenmarktes auf: „*Wer an einen Herrn verkauft wurde, verlor alle Rechte.“* (a.a.O. S.222) Musste gehorchen, den Willen des Herrn erfüllen, egal, wie er oder sie darüber dachte. *„Paulus spricht von einem Verkauft-Werden an die Sünde, von einem Gefangen-gehalten-Werden unter der Sünde und (…) von einem Bewohnt-Werden durch die Sünde wie von einer Hülle, in die jetzt jemand anders eingezogen ist.“* (ebd.)

Fremdbestimmt: Selbst wenn ich in Gedanken der guten Ordnung des Gesetzes zustimme, fällt mir mein innerer Antreiber in den Rücken. Paulus findet krasse Worte: *„Es wohnt in mir nichts Gutes, ich bin bewohnt von der Sünde, ja verkauft an sie.*“ (ebd.)

So bringt er sich in das antike Gespräch ein: Der gute Wille ist ja noch vorhanden, aber mit der Umsetzung klappt es nicht. Der Mensch ist nicht mehr frei in seinem Handeln. *„Das Gesetz, also die Thora, sollte (…) eine Hilfe, eine Orientierung oder einen Ausweg anbieten*. (a.a.O. S.223) Gottes Gebote sind ja an sich gut, aber es funktioniert eben nicht mit der Anwendung. Schuld ist nach seiner Meinung die Sünde, die wie ein Sklavenhalter auftritt.

„Ganz schön abstrakt, lieber Paulus“, mag ich ihm sagen. Steile Gedanken und eine fremde Bilderwelt: Sklaven, Sünde, Herrschaft und Herrschaftswechsel. Welche Perspektiven gewinne ich dadurch für mein Leben?

Was ich sehr wohl kenne an mir und auch bei anderen wahrnehme, ist eine innere Zerrissenheit. Ich erwarte mehr und anderes von mir. Selbstoptimierung: Wie werden wir besser, arbeiten effizienter, steigern die Fitness, werden der Familie, dem Beruf, Freunden, Eltern gerecht? Gleichzeitig wächst die Einsicht: Das funktioniert nicht. Ich kann mich nicht ständig besser

machen: schlanker, smarter, intelligenter, schneller, den Herausforderungen immer besser gewachsen.
Dieser Anspruch baut einen unglaublichen Druck auf und es ist bitter, wenn mir mein Scheitern wieder einmal offenbar wird. Warum bin ich eigentlich ganz anders als so, wie ich handle und mich zeige? Was hast du dazu zu sagen, Paulus?
Bei allem Befremden, den ungewöhnlichen Bildern, der abstrakten Sprache, spüre ich es: Es ist auch gut, die Zerrissenheit einmal zu benennen. Festzuhalten, dass es so ist, dass ich aus diesem Zwiespalt nicht einfach so herauskomme. Ich kann nicht einfach so aus meiner Haut fahren und sie abstreifen. Zu meinem Menschsein gehört das dazu. Ich bin mit dieser Erfahrung nicht alleine. Gerade so bin ich Mensch.
Und doch traut uns Paulus einen Perspektivwechsel zu, legt ihn uns geradezu ans Herz: Du bist eigentlich ganz anders – wenn du dich mit den Augen Gottes siehst. Bei Paulus klingt es dramatisch und der Wechsel geht schnell: *24Ich unglücklicher Mensch! Mein ganzes Dasein ist dem Tod verfallen. Kann mich denn niemand davon befreien? 25Doch! Und dafür sei Gott Dank durch Jesus Christus, unseren Herrn*! (V.24+25a)
Gott sei Dank durch Jesus Christus: Das geht in der Tat ganz schön schnell. Wie im Zeitraffer. In Wirklichkeit kann es sich durchs ganze Leben ziehen. Bei Martin Luther war das so. Gestern haben wir Reformationstag gefeiert und an den Reformator erinnert, an seine große Erkenntnis, die ihn getragen hat, um die er aber auch immer wieder neu ringen musste: Gottes Zusage: „Du bist recht so, wie du bist." Das Versprechen Jesu Christi: „Du gehörst zu mir, immer."
Dieses Versprechen gründet in der Taufe. In ihr hat sich Martin Luther immer wieder geborgen. Immer wieder braucht er es aufs Neue, diese Vergewisserung, wenn Zweifel an ihm nagten. Für ihn war das existenziell. Und zugleich befreiend: Ich muss nicht aus mir selbst heraus leisten, was mich wertvoll macht. Gott spricht es mir zu. Weil er mich so sieht, mit seinen liebenden Augen. Ich muss nicht aus mir selbst heraus leben und meinem Leben Sinn verleihen, den Nutzen meines Daseins bestätigen. Ein anderer sieht mich im Licht seiner Liebe. Gott sieht mich so.
Ich bin immer noch die, die ich bin, aber ich darf mich mit den Augen Gottes sehen: Ich bin nicht nur die, die das alles gar nicht will: Den besten Freund verletzen, meinem Kind nicht gerecht werden. Ich bin nicht nur die, die sich nicht traut, den Mund aufzumachen. Ich bin anders, weil mich jemand anderes so sieht und mir sagt: „Du bist super. Du bist okay so. Auch mit deinen Ecken und Kanten, den Rissen in der Fassade, den Schwächen und Fehlern." Auch wenn die Fassade noch so sehr bröckelt: Wir müssen die Risse letztlich nicht selbst kitten.
Anthem, Hymne, so heißt ein Lied des jüdischen Poeten und Liedermachers Leonhard Cohen. 2016 ist er verstorben. Und er bringt es so auf den Punkt: „*There is a crack, a crack in everything.That's how the light gets in*" – auf Deutsch in etwa: Da ist ein Riss, ein Riss in allem. Das ist der Spalt, durch den das Licht einfällt. Das Lied besingt die Zustände unserer Zeit und zeichnet düstere Perspektiven: Kriege werden weitergehen, die „heilige Taube" – die

Friedenstaube – wird wieder und wieder eingefangen. Menschen töten und sprechen zugleich Gebete. Und doch gibt es Hoffnung: An jedem Morgen bei Tagesanbruch singen die Vögel. Mach es genauso. Folge ihrer Botschaft. Fang immer wieder von vorne an. Und läute die Glocken, die noch läuten können! Glocken wecken auf, mahnen, aber erinnern auch an das Licht, das durch Gott in unserer Welt fällt. Durch ihre Risse. Durch unsere Risse.

„Das Leben trägt noch in den schönsten, scheinbar perfekten Momenten einen Riss in sich, ist vergänglich. Nichts ist perfekt und das Gute, das man will, ist nie zu erreichen, weil das Leben ist, wie es ist… In dem Scheitern, in dem Riss im Gesamtkunstwerk des Lebens, fällt jedoch ein Licht." Ich kann dieses Licht *„als den göttlichen Segen zu allem Scheitern, Unvollendeten … verstehen. Letztlich ist es Gott, der alles Wollen und Planen vollendet. Dieser Last und Mühe müssen wir Menschen uns nicht unterziehen. Gott ist Vollender des Lebens."* (a.a.O. S.227)

Eigentlich bin ich ganz anders: Noch einmal zurück ins Tessin und meinem sommerlichen „Mundraub" bei den Weintrauben. Die Geschichte ist nämlich noch nicht zu Ende. Nach unserem betretenen Entschuldigungsgestammel tönt es aus dem Garten: „Schon gut, schon gut. Die Trauben sind wirklich noch nicht reif. Die Zwetschgen dagegen schon. Da könnt ihr euch bedienen. Kommt rein und nehmt, so viel ihr wollt."

Wie bitte? Wir trauen unseren Ohren kaum: Nach unserer frechen Selbstbedienung etwa eine Belohnung? Der Gartenbesitzer meint es ernst. Er bietet uns sogar eine große Tüte an, damit wir mehr Zwetschgen pflücken und mitnehmen können. Das lehnen wir allerdings dankend ab, denn das Gepäck ist schon schwer genug und wir haben noch eine lange Etappe vor uns. Aber es bewegt mich. So viel Großzügigkeit unverdient – ein echtes Geschenk. Ein Lichtblick im Alltag. Und für mich ein Hinweis, wie Gottes Licht auf mich fällt. Durch die kleinen Risse in der korrekten Fassade dringt es durch – das Licht der Gnade: „Ist schon recht so, du bist recht." Amen